

Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Neuzeit

Marlene Kurz/Martin Scheutz/Karl Vocelka/Thomas Winkelbauer

Der Termin für die Tagung hätte besser nicht gewählt werden können – in den letzten Septembertagen des Jahres 2004 diskutierte man in ganz Europa kontroversiell allorts eine brennend aktuelle politische Frage: Sollen mit der Türkei Verhandlungen über einen Beitritt zur Europäischen Union aufgenommen werden oder nicht? Gehört die Türkei zu Europa oder nicht? Implizit und meist unwissend griffen vor allem die Gegner des Türkei-Beitritts in dieser aktuellen politischen Debatte auf viele der in der Frühen Neuzeit entwickelten Klischeebilder und Argumentationslinien zurück, deren Wurzeln weit in der Vergangenheit liegen und die sich diese Tagung zu analysieren bzw. zu veranschaulichen vorgenommen hatte. Wie sehr diese Themen mit der tagespolitischen Auseinandersetzung verbunden sein würden, konnten die OrganisatorInnen am Beginn ihrer Planung unmöglich ahnen. Doch die Tatsache, daß es bis weit hinein in die 1980er Jahre – ja in manchen Ausläufern bis heute – vielen Westeuropäern geläufige Feindbilder über „die“ Türken gab bzw. gibt, war mit ein Anlaß, dieses Thema aufzugreifen. Diese Tagung stellte aber auch den Versuch einer Bilanz der österreichischen Geschichtsforschung der letzten 20 bis 30 Jahr dar und diente auch der Verdeutlichung eines Perspektivenwechsels der Forschung, weg von der Geschichte der kriegerischen Auseinandersetzung und hin zu einer stärker kulturwissenschaftlich verorteten Aufarbeitung dieses brisanten Themas.

Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie verband zweifellos eine jahrhundertelange Feindschaft und eine gemeinsame konfliktreiche Geschichte. Trotz dieser unbestreitbaren Gegnerschaft nahmen sich diese beiden, organisatorisch höchst unterschiedlich strukturierten Staatsgebilde bzw. deren Untertanen gegenseitig intensiv „wahr“, reagierten aufeinander, betrieben miteinander Handel, rezipierten unterschiedliche Konfessionsvorstellungen und wurden in der jeweiligen Propaganda mit dem Bild des „Anderen“ konfrontiert. Der Aspekt des Konfliktverhältnisses bzw. der Aufarbeitung der gemeinsamen Kriegsgeschichte wurde von der der österreichischen Geschichtsforschung bisher stark betont, während die Kulturtransferleistungen, die Kontakte neben den Konflikten in der Neuzeit (gemeint ist damit die Zeit vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert) in dieser Tagung näher beleuchtet und, deutlicher als dies bisher geschah, in den Mittelpunkt gestellt wurden.

Ein weiteres Anliegen der Tagung war es auch, eine Vernetzung von Forschungen von OsmanistInnen, HistorikerInnen und VertreterInnen anderer Disziplinen (beispielsweise LiteraturwissenschaftlerInnen und KunsthistorikerInnen) herzustellen und

damit den Forderungen nach mehr Interdisziplinarität, die – zumindest als Lippenbekenntnis – immer wieder gestellt wird, auf diesem speziellen Feld besser gerecht zu werden. Zusätzlich zu den Vorträgen der Tagung¹ konnten noch weitere Beiträge für den vorliegenden Sammelband eingeworben werden, die das Thema der Tagung in mehrfacher Weise ergänzen und bereichern.

Kontakte und Konflikte

Die Tagung begann mit einer Reihe von Beiträgen zum zentralen Themenbereich „Kontakte und Konflikte“. Bei dieser Schwerpunktsetzung bewegten wir uns in einem Feld, das die längste Tradition auf dem Gebiet der Beschäftigung mit den osmanisch-habsburgischen Beziehungen aufweist, doch zeigte sich sehr klar an den Beiträgen, daß es hier zu einem deutlichen Paradigmenwechsel gekommen ist, daß „alte“ Themen auch neu gelesen werden können und damit durchaus bereichernd für die Diskussion des Gesamtkomplexes des Verhältnisses zwischen den beiden Reichen wirken können.

Der bei der Tagung heftig diskutierte Eröffnungsvortrag von Holger Th. Gräf stellte die Frage nach der Position des Osmanischen Reiches in der Frühen Neuzeit – Erbfeind oder potentieller Bündnispartner? – in einen gegenwartspolitischen Kontext. Gräf ging von der Diskussion um die EU-Beitrittsverhandlungen aus und endete wieder bei ihr. Die Kernfrage damals wie heute war und ist: Gehört die Türkei überhaupt zu Europa? – eine Diskussion, die nicht geographisch zu lösen ist, sondern in einer differenzierteren Betrachtungsweise unter Einbeziehung der laufenden Diskurse um den Europa-Begriff (wie beispielsweise von Wolfgang Schmale angestellt) geführt werden muß.

Ausgehend von einer allegorischen Darstellung des Reiches unter Karl V. zeigt Gräf, daß die Osmanen nicht immer als „Erbfeind der Christenheit“ betrachtet wurden, sondern daß man ihnen durchaus einen eigenen Platz im internationalen System des entstehenden europäischen Staatengeflechtes der Neuzeit zubilligte. Der Wandel in der Beurteilung des Osmanischen Reiches wird von Gräf vor allem historiographiegeschichtlich verankert. Er streicht dabei die historiographische Wende in den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts besonders heraus und betont die Rolle der Propaganda für die Perzeption des Osmanischen Reiches durch die HistorikerInnen Mittel- und Westeuropas. Ein weiterer Argumentationsstrang seiner Ausführungen ist ein diplomatiegeschichtlicher, wobei er die These vertritt, daß sich das europäische diplomatische Instrumentarium (Gesandtschaften, Diplomatie etc.) vor allem im Austausch mit dem Osmanischen Reich entwickelte, wobei Istanbul die Rolle eines zentralen Schauplatzes europäischer Mächtepolitik zukam. So kommt Gräf zu dem Schluß, daß „das säkulare Mächteuropa [...] nicht nur im Kampf der Konfessions- und später Nationalstaaten untereinander, sondern auch in der Auseinandersetzung mit dem nicht-christlichen Osmanenreich“ (S. XXX) entstand.

Mit dem Beitrag von Marlene Kurz, einer der Mitorganisatorinnen des Kongresses, ist ein anderer Perspektivenwechsel verbunden. Nicht die Perspektive der methodischen Betrachtungsweise wechselt, sondern die Blickrichtung. Der Beitrag zielt auf die Einschätzungen der osmanischen Geschichtsschreibung ab und stellt – stark zen-

¹ Siehe den Bericht über diese Tagung <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=654> (23. Mai 2005).

triert auf eine Fallstudie zum Beginn des offenen Konfliktes, also die erste Wiener Türkenbelagerung 1529 und den ebenfalls erfolglosen zweiten Versuch 1532, der vor der Festung Güns (Köszeg) endete – die Frage, wie man von osmanischer Seite Österreich gesehen hat. Eine Reihe von Werken von Historikern – von Zeitgenossen wie Celalzade Mustafa bis zu dem erst 1917 gestorbenen Mehmed Murad – wird in diesem Beitrag analysiert und in Beziehung zum Wandel des Selbstbildes der islamischen Welt vom 16. bis zum 20. Jahrhundert gesetzt.

Claire Norton verdeutlicht in ihren Betrachtungen zunächst, daß häufig Geschichtsbilder und Anschauungen der Gegenwart in die Vergangenheit projiziert werden; dadurch entsteht das Bild, an der Grenze wären auf der einen Seite nur christliche Soldaten und auf der anderen nur muslimische Türken miteinander konfrontiert gewesen. Andere Quellen – nicht die offiziellen des Staates – zeigen, daß es ein viel differenzierteres Spektrum von Identitäten gibt. Die Grenze ist, stellt die Autorin fest, heterodox und pluralistisch. Die These wird vor allem an einer Fallstudie der Belagerungen von Nagykanisza im Jahre 1600/01 untersucht. Vor allem auf Grund osmanischer Quellen wird in diesem Beitrag klar gezeigt, daß es neben der konfessionell-ideologischen Abgrenzung (man bezeichnete sich gegenseitig als „ungläubig“) auch viele Bereiche der Überschneidung, ja der Arbeit für den „Gegner“ oder zumindest Sympathie für ihn gab. Aus osmanischer Sicht waren auch speziell die Lutheraner wichtig, denn sie spalteten die Macht des Gegners, in der bearbeiteten Handschrift geht das so weit, daß – fiktional – ein eigener König der Lutheraner unter Mitwirkung der Osmanen gekrönt wird. Claire Nortons Ausführungen schließen also mit der Umkehrung des oft zitierten Satzes „Der Türk ist der Lutheraner Glück“, indem sie zeigt, daß auch umgekehrt Luther der Türken Glück war.

Am Beispiel der gemeinsam von einer osmanischen und einer österreichischen Kommission vorgenommenen Grenzziehung nach dem Frieden von Karolwitz 1699 kann Antal András Deák verdeutlichen, daß mit Hilfe der großangelegten Kartenwerke bzw. mit den im Zuge der Kartierung entstandenen Begleittexten nicht nur Informationen militärischer und politischer Natur vermittelt wurden, sondern auch detaillierte und empirisch fundierte Nachrichten aus Geschichte, Geographie oder etwa Volkskunde von der Peripherie ins Zentrum der Habsburgermonarchie transportiert und so einer größeren Öffentlichkeit vorgestellt wurden.

Der Beitrag von Andrea Pühringer, der sich mit der Darstellung der Gewalt in den Türkenkriegen auseinandersetzt, hat wiederum ein anderes Quellenmaterial oder Medium der Vermittlung von Klischees zum Gegenstand. Nach einer ausführlichen Diskussion des Begriffes Gewalt und seiner Funktion bei der Stilisierung des Gegners, wendet sich Andrea Pühringer den Werken der bildenden Kunst zu, wobei sie zwischen den gemalten (häufig repräsentativen) Schlachtendarstellungen und der Druckgraphik unterscheidet. Dabei zeigt sich deutlich, daß die Schlachtenmalerei keine besonders feindseligen Bilder des Gegners entwirft, während in der Graphik diese Elemente der Darstellung häufiger zu finden sind.

Das völkerrechtliche Phänomen des Kultusprotectorats, das den Bürgern europäischer Mächte aufgrund der „Kapitulationen“ eine privilegierte Stellung im Osmanischen Reich einräumte und gleichzeitig die Hoheitsrechte des Osmanischen Reiches einschränkte, wurde im 19. Jahrhundert zu einem Spiegelbild des europäischen Kräfteverhältnisses, wie Barbara Haider-Wilson an einem Vergleich vor allem der Handhabung des Kultusprotectorats seitens Frankreich und seitens der Habsburger-

monarchie im „Heiligen Land“ zeigen kann. Der „Schutz der Christen“ im Osmanischen Reich wurde zu einem gleichermaßen von Nationalismus wie auch Imperialismus geprägten Feld. Die einander argwöhnisch beobachtenden Konsularbehörden der verschiedenen Mächte vor Ort suchten die Rechtsansprüche ihrer Untertanen wie auch der katholischen osmanischen Staatsangehörigen gegenüber dem Osmanischen Reich durchzusetzen und verknüpften somit geschickt politische mit kirchlichen Interessen.

Einer ähnlichen Fragestellung wie Holger Th. Gräf geht der – erst nachträglich eingeworbene – Beitrag von Arno Strohmeyer nach, der die Frage aufwirft, ob das Osmanische Reich wirklich ein Teil des europäischen Staatensystems der Frühen Neuzeit war. Der Autor hebt zwar die Verschiedenheit der beiden politischen Systeme deutlich hervor, zeigt aber, daß man schon recht früh – vor allem von seiten Frankreichs – die Osmanen in die internationalen Beziehungen einbezogen hat. In drei Feldern zeichnet Strohmeyer die Rolle des Osmanischen Reiches in Europa nach: auf dem der Diplomatie, auf dem der Idee vom Gleichgewicht der Kräfte und auf dem des Völkerrechts. In der Diplomatiegeschichte ist der Umstand, daß das Osmanische Reich bis zum Ende der Frühen Neuzeit keine ständigen Botschaften einrichtete, charakteristisch. Bezüglich der Gleichgewichtspolitik war der Umstand maßgebend, daß die Türken als Muslime und Erbfeinde keine Bündnispartner wie andere auch waren, so daß sie erst sehr spät – gegen Ende des 17. Jahrhunderts – vorsichtig in dieses Konzept miteinbezogen wurden. Auch auf dem Gebiet des Völkerrechts (die Friedensverhandlungen und Waffenstillstände betreffend) hatte das Osmanische Reich andere Gepflogenheiten als die christliche Staatenwelt, auch auf diesem Gebiet setzte der Anpassungsprozeß an die europäischen Gepflogenheiten relativ spät ein. Auch Strohmeyers Analyse endet mit der differenzierten Diskussion des aktuellen Problems des EU-Beitritts der modernen Türkei, wobei er deutlich darauf verweist, welche bedeutende Rolle in einem solchen Prozeß der Geschichte als Wissenschaft zukommen könnte.

Türkenbilder und Türkenpropaganda

Der „Türke“ als das böse, grausame Tier, der immer aufs neue Böses gebiert, als Antichrist, als größter aller möglichen Feinde, als Erbfeind und so fort – so wird das Osmanische Reich in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie stereotyp skizziert. Die Genese bzw. Instrumentalisierung dieses „Feindbildes“ wurde in der zweiten Sektion an Beispielen in verschiedenen Textsorten exemplifiziert. Einen für die Frühe Neuzeit nicht wegzudenkenden Aspekt des Themas der Auseinandersetzung mit den Osmanen schneidet Franz Bosbach an, dessen Vortrag sich mit der heilsgeschichtlichen Deutung der Osmanen durch Mercurino Gattinara beschäftigt. Dabei wird klar herausgearbeitet, daß die Osmanen keineswegs Feinde wie andere auch waren, sondern von vielen im Zusammenhang mit der Eschatologie als eines der Zeichen für ein bevorstehendes Weltende angesehen wurden. Die Bekämpfung dieser Gefahr war daher auf zwei Ebenen notwendig, einerseits real mit kreuzzugsähnlichen Unternehmungen und andererseits auch religiös, vor allem durch Buße und Besserung. Prophezeiungen spielten in diesem Zusammenhang eine bedeutende Rolle und beeinflussten auch die politischen Schriften Gattinaras, des späteren Großkanzlers Kaiser Karls V., der auf unterschiedlichen Ebenen den Kampf der Universalmonarchie des christlichen Kaisers mit dem weltlichen Gegner Osmanisches Reich, aber auch mit dem religiös als apokalyptisches Ungeheuer uminterpretierten Osmanischen Reich darstellt.

Das Bild der Türken bei einer weithin bekannten literarischen Größe des deutschen Humanismus, bei Sebastian Brant, der die Rolle Maximilians I. für einen Kreuzzug gegen die Osmanen besonders betonte, untersucht Antje Niederberger. Religiöse und machtpolitische Kalküle stehen dabei – typisch für den Umgang mit dem Osmanischen Reich – unvermittelt nebeneinander, doch das Bild der Osmanen war vorwiegend religiös geprägt und voller Klischees, die sich lang hielten. Die Türken werden als weiblich und böse beschrieben, als ein Volk, das ständig Greuelthaten begeht. Der Beitrag zeigt vor allem die literarische Konstruktion dieser Vorstellungen mit dem Rückgriff auf ältere Texte, vor allem (Pseudo)-Offenbarungen, wie etwa den Pseudo-Methodius.

Mit antiosmanischen Argumentationsstrategien in Propaganda und Diplomatie, wie sie in und zwischen den christlichen Staaten Europas am Ende des 15. und im 16. Jahrhundert gepflegt wurden, setzt sich Jan Paul Niederkorn auseinander. Während in der breiten Bevölkerung die Türkenfurcht erfolgreich geschürt wurde, indem man in Predigten und Flugschriften vor allem die Greuelthaten der „Türggen“ ausmalte, betonten Diplomaten und Staatsmänner vor allem die Notwendigkeit der Solidarität der christlichen Staaten. Die Osmanen ließen sich durch Friedensverträge nicht binden, daher könne jeder schnell Opfer ihrer Aggressionen werden, und wer dies vermeiden wolle, tue gut daran, die angegriffenen Nachbarn zu unterstützen. Mögliche territoriale Gewinne auf Kosten der Osmanen spielten in der Argumentation dagegen nur eine untergeordnete Rolle.

Ein weiteres wichtiges, von der Forschung der letzten Zeit stark vernachlässigtes Medium der Propaganda und Feindbildstilisierung wird in dem Beitrag von Christine Gigler an einem Beispiel untersucht. Predigten waren ein weithin zugängliches Medium der Propaganda, die dann durch die Drucklegung auch noch weitere Verbreitung in den Kreisen der qualitativ-repräsentativen Öffentlichkeit des ständischen Adels und der Geistlichkeit fanden. Am Beispiel der 1566/67 gedruckten Türkenpredigten des Gurker Bischofs Urban Sagstetter arbeitet Christine Gigler vor dem biographischen und ereignisgeschichtlichen Hintergrund (Türkenkrieg 1565/66) die Grundzüge der „geistlichen Kriegsführung“ in der Frühen Neuzeit heraus.

Die Propaganda und die Instrumentalisierung der „Türkenfurcht“ stehen auch im Zentrum des Beitrages von Iskra Schwarcz, die den Konflikt auf dem Balkan auf der Basis schriftlicher und bildlicher Quellen (vor allem Medaillen) interpretiert und ein Bild der vielschichtigen Propagandamechanismen des kaiserlichen Hofes vermittelt. Auch Iskra Schwarcz stellt in ihrer Analyse der Konfliktverhältnisse auf dem Balkan einen Gegenwartsbezug her, sie spannt einen weiten Bogen vom frühen Mittelalter bis zu den nach 1990 aufflackernden Kämpfen in dieser Region, die sie in einen Zusammenhang mit der Entwicklung in der Frühen Neuzeit setzt. Im Mittelpunkt der Studie steht der Große Türkenkrieg Leopolds I. von 1683 bis 1699, dessen Spiegelung in den Medien der Zeit die Autorin untersucht. Die Flugblattpublizistik, die damals schon existierenden Tageszeitungen und die Medaillen als elitäres, aber sehr wirksames Propagandainstrument werden als Ausgangspunkt der Analyse genommen, wobei Iskra Schwarcz zu Recht vor einer Überschätzung des kaiserlichen Einflusses auf diese propagandistischen Medien warnt.

Gesandte und Gesandtschaftswesen

Die in der dritten Sektion im Zentrum stehenden Botschafter bzw. Teilnehmer an Gesandtschaften waren die wohl wichtigsten Träger des Kulturtransfers; ihre Berichte und Briefe stellen zwar den jeweiligen Herrscher an der Pforte in den Mittelpunkt, doch vermitteln sie auch ein Fülle an weiteren Informationen aus den verschiedenen, ihnen zugänglichen Lebensbereichen. Der Beitrag von Ralf C. Müller beschäftigt sich mit der habsburgischen Diplomatie an der Hohen Pforte am Ende des 15. und während des 16. Jahrhunderts. Im Interesse der eigenen Macht- und Existenzsicherung waren die Habsburger schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts gezwungen – parallel zu immer wieder aufflackernden militärischen Auseinandersetzungen –, einen diplomatischen Ausgleich mit den Osmanen zu suchen. Dieses Ansinnen wurde durch die grundlegende Neuorientierung der osmanischen Politik nach 1536 erleichtert: Der Sultan konzentrierte sich fortan auf die Konsolidierung des Reiches in den bestehenden Grenzen und betonte dessen islamisch-orientalischen Charakter, wurde also mit auf Europa gerichteten Ambitionen deutlich zurückhaltender. Wesentlich getragen wurde diese Herstellung einer *balance of power* nicht nur von offiziellen Diplomaten, sondern auch von geheimen Agenten, so daß die habsburgisch-osmanischen diplomatischen Kontakte während des 16. Jahrhunderts, die von Müller ausführlich beleuchtet werden, eine wichtige Rolle bei der Herausbildung der modernen Diplomatie und Geheimdiplomatie spielten.

Mit dem Aufbau diplomatischer Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich im 16. Jahrhundert und vor allem mit der langsamen Herausbildung der Repräsentation der habsburgischen Gesandten in Konstantinopel beschäftigt sich Bart Severi. Den Gesandten als „privilegierten Spionen“ kam nicht nur die Aufgabe der Informationsbeschaffung, sondern auch jene der Repräsentation ihres Auftraggebers via Geschenken oder der Austragung von Rangkonflikten mit anderen Botschaftern bzw. bei Hof zu. Die habsburgischen Diplomaten an der Pforte avancierten zu den wichtigsten Darstellern der herrschaftlichen Repräsentation, als „Widerspiegelung“ ihres Landesfürsten. Die in „Gefangenschaft“ gehaltenen habsburgischen Botschafter mußten allerdings, um Verhandlungen mit der Gegenseite überhaupt zu ermöglichen, auch bestimmte Eigenheiten des Zeremoniells bzw. der Verhandlungsführung an der Pforte übernehmen.

Das medial breit rezipierte Auftreten der Gesandtschaft des Ibrahim Bey bei der Krönung von Maximilian II. 1562 in Frankfurt bildet das Thema des Beitrages von Harriet Rudolph. Sowohl Kaiser wie auch Sultan nutzten die sich daraus ergebenden Inszenierungsmöglichkeiten vor der Öffentlichkeit des Reiches für ihre eigenen Zwecke und ihre Herrschaftsrepräsentation. In den Beschreibungen der Krönungsfeierlichkeiten fügten sich die osmanische Gesandtschaft und der ausgehandelte Friedensvertrag nahtlos in das Bild des „starken“, neuen Königs ein, der die osmanische Gesandtschaft mit seiner prächtigen Krönung tief zu beeindrucken sucht (so etwa Busbeck). Angst vor den Osmanen wie auch Bewunderung für deren hochstehende Kultur (etwa deren Teppiche, Kleidung, Pferdegeschirre usw.) standen bruchlos in den vielen Berichten über diese Gesandtschaft nebeneinander, doch überwog zeitgenössisch die Furcht vor den kindermordenden „Türken“ deutlich.

Am Beispiel der in Wien diplomatisch nicht allzu hoch bewerteten Tatarengesandtschaften, die im 17. Jahrhundert (bis 1682) mehrmals die Residenzstadt besuchten, unterstreicht Christoph Augustynowicz die Rolle des Zeremoniells als feinglied-

riges Mittel der Rangabstufung vor einer höfischen Öffentlichkeit. Dennoch wird die Bedeutung der tatarischen Gesandtschaften, gelesen als kulturelle Begegnung, für den Austausch zwischen Ost und West deutlich. Neben den Gewändern wurden Gestik und „Handlungen“ in den Wiener Zeremonialprotokollen exakt aufgezeichnet, auch die verschiedenen Geschenktraditionen (Pferde bei den Tataren, „Schlafhosen“ für die „Kaiserin“; Ringe für den Gesandten oder auch Uhren für den Hof des Chans) lassen sich gut verfolgen.

Am Rand des Hauptinteresses am Wiener Hof war auch die Gesandtschaft von Jusuf Khodscha 1732/33, ein Nachspiel des österreichisch-tunesischen Friedensvertrages von 1725, angesiedelt, in der es um die österreichisch-tunesischen Beziehungen vor dem Hintergrund der durch die Korsaren gefährdeten Mittelmeerschifffahrt in dem seit dem Rastätter Frieden zur Monarchie gehörigen Hafenplatz Neapel ging. Gerade die Begegnung des Wiener Hofes mit den Emissären der „Barbaresken“ zeigt die kulturellen Unterschiede, wie der tunesische Germanist Mounir Fendri herausstreicht, aber auch, wie man auf die Forderungen der tunesischen Gesandtschaft nicht nur inhaltlich einging, sondern die Gesandtschaft auch in zeremoniellen Fragen sichtbar abqualifizierte.

Reiseberichte

Die vierte Sektion wandte sich den insgesamt systematisch noch wenig erforschten Orientreiseberichten der (Frühen) Neuzeit zu, einer zentralen Quellengattung, die dem Leser ein Bild des „Anderen“ vermittelt und das „Eigene“ deutlich hervortreten läßt. Die Reise, als „rite de passage“ verstanden, wirft den Reisenden auf seine eigene kulturelle Identität zurück, zwingt ihn aber zu Reflexionen, die allerdings paradoxerweise, wie die folgenden Beiträge aufzeigen, häufig sogar Stereotypen noch verfestigten. Einen wichtigen Beitrag zur Verbreiterung des Quellenkorpus der frühneuzeitlichen Orientreisen und eine exemplarische Auswertung dieser Quellengattung unternimmt Hemma Stagl in ihrem Beitrag, der vor allem die Religion und die nichtmuslimischen Bevölkerungsteile im Osmanischen Reich untersucht. Gerade die Religionsfreiheit im Osmanischen Reich ermöglichte, anders als in der Habsburgermonarchie, das Bestehen vieler christlicher Konfessionen, etwa der Christen in Bosnien oder der Griechen in Konstantinopel. Die Konversion zum Islam war bei weitem nicht die einzige Möglichkeit, zu Ansehen und Wohlstand zu gelangen, auch Sklaven, sogar Galeerensklaven, konnten nach den untersuchten Reiseberichten ihre Religion ausüben, andererseits wurden den Reisenden auch immer wieder Angebote zur Konversion unterbreitet.

Einen originellen, bislang noch kaum erforschten interkulturellen und interregionalen Vergleich zwischen Azteken und Osmanen, zwischen den Kämpfern gegen den Erbfeind und den „Hidalgos“, stellt Pervin Tongay in ihrem Beitrag an. Am Beispiel von Busbeck und Dernschwam sowie Cortés und Díaz de Castillo werden sowohl Unterschiede in der Religion wie auch hinsichtlich von Begriffen wie „barbarisch“ und „tyrannisch“ in den Reiseberichten herausgearbeitet. Die Begegnung mit den „Anderen“ führte dabei in allen Berichten dazu, daß die eigene Kultur in ihrer Dominanz und in ihrem Herrschaftsanspruch bestätigt wird. Sowohl die „Wilden“ wie auch die „Erbfeinde“ wurden an den eigenen Normen und Werten gemessen.

Der berühmte Bericht von Hans Dernschwam über seine Reise nach Konstantinopel und Kleinasien in den Jahren 1553 bis 1556 hat zwar schon, wie Christof Jeggel erläutert, einige Bearbeiter gefunden, doch läßt sich zeigen, wie Dernschwam in hu-

manistischer Manier Konstantinopel als zentralen Ort der humanistischen Tradition beschreibt. Die implizite Ordnungsvorstellung Dernschwams und sein Gebrauch der Topoi im zeitgenössischen Diskurs werden angesprochen, neben den klassischen Pilgerbericht tritt eine differenzierte, aus eigener Anschauung gewonnene Beschreibung der osmanischen Gesellschaft.

Ein aus Danzig stammender Handelsgeselle namens Martin Gruneweg und dessen umfangreicher Bericht über seine sechs Reisen nach Konstantinopel in den 1580er Jahren bilden das Thema des diese Quelle ausführlich vorstellenden Beitrages von Almut Bues. Neben einer Schilderung dieses konvertierten und sogar zum Priester aufgestiegenen Handelsgesellen vermittelt der unter anderem mit Skizzen illustrierte Bericht vor allem auch Einblicke in die Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte des Osmanischen Reiches, wobei der Kaufmann Gruneweg der osmanischen Welt aufgeschlossen gegenübertrat und seine Umwelt, von Feindbildern wenig geleitet, beschrieb.

Der niederösterreichische Adelige Hans Christoph Freiherr von Teufel unternahm zwischen 1587 und 1591 eine als Pilgerreise angelegte Reise ins Osmanische Reich. Sein unter anderem durch die Einbeziehung Persiens interessanter, noch wenig erforschter Reisebericht wird von Michael Greil vorgestellt. Er zeigt einerseits, wie stark der Reisende zwischen den verschiedenen Ethnien (also etwa Kurden, Griechen, Juden) unterschied, zum anderen, wie soziale Herkunft und Ausbildung die Rezeption des „Fremden“ prägen. Hans Christoph Teufel bringt in seinem Bericht, gestützt auf einen Studienaufenthalt in Padua, etwa kontinuierlich Hinweise auf Pflanzen und Tiere an, geschichtliche Fragestellungen interessierten ihn besonders, die Wahrnehmung von „Fremdheit“ spielt in seinem Reisebericht nur eine geringe Rolle.

Der aus Bruneck in Südtirol stammende Gastwirt und Bäckermeister Johann Georg Hilber, später von seiner Umgebung „Jerusalembäck“ genannt, machte sich 1851 zu einer Pilgerfahrt ins Heilige Land auf, wie Hans-Peter Laqueur in seinem Beitrag darlegt. Der Bäcker rezipierte die Osmanen auf dieser Pilgerreise mit Genugtuung als besiegtten Erbfeind Österreichs und der Christenheit, seine Reise eröffnete dem wagemutigen Reisenden vor dem Hintergrund eingefahrener stereotyper Sichtweisen keine neuen Horizonte, sondern bestätigte die Vorurteile seiner Zeit.

Dolmetscher und Dragomane

Die fünfte Sektion des Kongresses beschäftigte sich mit den „Dolmetschern und Dragomanen“, die einen nicht wegzudenkenden Faktor in der Vermittlung der beiden Welten ausmachten. Dabei handelt es sich nicht bloß um ein auf die Sprache reduziertes Phänomen, sondern auch um die „Übersetzung“ von kulturellen Vorstellungen und um Kulturtransfer, der von dieser Menschengruppe betrieben und monopolisiert wurde. Der grundlegende und in die Problematik einführende Beitrag von Alexander H. de Groot hebt die polyglotte Struktur des Osmanischen Reiches hervor, die den Einsatz von Dragomanen (von einem arabischen Wort für Dolmetscher abgeleitet) auch innerhalb des Reiches notwendig machte. Diese Dragomane waren zunächst meist Nicht-Muslime, aber Untertanen des Sultans. Ab dem 17. Jahrhundert haben auch die ausländischen Mächte eigene Dragomane ausgebildet und in ihren Dienst genommen, so daß sich die Dragomane des Serail (meist Phanarioten, also Griechen) und die der Botschafter (meist „Lateiner“, also Katholiken) gegenüberstanden. Alle diese Gruppen hatten spezifische Privilegien und Rechte, zeigen aber auch deutlich die national und konfessio-

nell komplexe Situation dieses Territoriums auf. Die komplizierte Situation, die de Groot zunächst allgemein darlegt, wird dann an einem Beispiel, dem der levantinischen Dragomanen aus der Familie Testa, die eine österreichische und eine holländische Linie hatten, exemplifiziert.

Mehr an den Quellen orientiert beschäftigt sich Ernst Dieter Petritsch mit einer ähnlichen Frage, aber von seiten der Habsburgermonarchie, der Erziehung der Sprachknaben in der Orientalischen Akademie, wobei er von dem Memorandum des Jesuitenpaters Josef Franz ausgeht, das den Anstoß zur Gründung dieser Anstalt gab. Die Auseinandersetzung mit der Frage, ob man die Ausbildung wie bisher in Konstantinopel (Istanbul) oder aber in Wien durchführen solle, steht im Mittelpunkt der Gründungsgeschichte. Die weiteren Ausführungen beschäftigen sich mit den Lehrplänen und den Lehrenden in der frühen Phase der Orientalischen Akademie. Michaela Wolf nähert sich dieser Frage von einem sozialwissenschaftlichen Standpunkt aus, und sie macht die soziale und kulturelle Kompetenz (im Sinne der Kulturosoziologie von Bourdieu) zu ihrem Thema. Statistisch untersucht sie die soziale Herkunft der Zöglinge, deren symbolisches Kapital nicht zuletzt an der Stellung der Väter zu messen war; das kulturelle Kapital wird vor allem durch die Aufnahmekriterien und die Lehrpläne der Anstalt definiert.

Die letzten beiden Beiträge dieser Sektion stellen die bedeutendste Persönlichkeit, die aus dieser Akademie hervorgegangen ist, in den Mittelpunkt: Josef von Hammer-Purgstall, dem auf vielen Gebieten große Bedeutung zukommt, er war – das paßt gut zum Thema dieser Sektion – in vieler Hinsicht ein „Übersetzer“ orientalischer Kultur für den Westen Europas, in Bezug auf die Dichtkunst ebenso wie in seiner monumentalen Geschichte des Osmanischen Reiches. Sybille Wentker stellt eine der vielen Identitäten Hammers in den Vordergrund ihres Beitrages, die des politischen Menschen Hammer-Purgstall. Dabei stützt sie sich auf eine von ihm selbst stammende Quelle, die bisher aufgrund ihres großen Umfangs nur gekürzt edierten „Erinnerungen aus meinem Leben“. Die Quelle erlaubt interessante Einblicke in das Leben des großen Gelehrten, das sich vor allem im Widerstand gegen die Mißachtung durch die österreichischen Behörden, speziell durch Metternich, entfaltete. Der Aufsatz von Thomas Wallnig geht ebenfalls von einer bisher wenig zur Kenntnis genommenen Quelle, die bisher weitgehend unveröffentlicht war, aus: den etwa 4.500 (!) erhaltenen Briefen Hammer-Purgstalls im Steiermärkischen Landesarchiv. Als exemplarisches Beispiel aus der Fülle der Briefkontakte wählt er die Briefwechsel mit Francesco Rossi, dem Bibliothekar der Brera in Mailand, und Pietro Bettio, dem Bibliothekar der Marciana in Venedig, aus und zeigt damit eine andere – weniger auf den Orient ausgerichtete – Facette der Identität des großen Orientalisten auf.

Südosteuropa, die Habsburger und die Osmanen

Im Brennpunkt der Konfrontation zwischen Habsburgern und Osmanen standen die Gebiete Südosteuropas, die im letzten Abschnitt des Tagungsbandes behandelt werden. Die Beiträge zeigen militärische und nicht-militärische Aktivitäten der beiden Großreiche auf dem Balkan, vor allem aber auch das Bemühen der lokalen Bevölkerung, sich gegenüber diesen Einflüssen zu behaupten, wofür gegebenenfalls auch beide Seiten gegeneinander ausgespielt wurden. Ivan Parvev beschäftigt sich in seinem Beitrag mit dem Übergang der Habsburger von einer vorwiegend militärisch zu einer überwie-

gend diplomatisch geprägten Südosteuropapolitik zwischen 1739 und 1878. In diesem Zeitraum avancierte Rußland zu einem gefährlichen Gegner nicht nur der Osmanen, sondern auch der Habsburger im Ringen um die Vorherrschaft auf dem Balkan. Aufgrund eines Mangels an qualifizierten militärischen Führungskräften und einer unklugen Politik gegenüber Rußland konnte nach Parvevs Einschätzung Österreich seinen Einfluß in Südosteuropa nicht in optimaler Weise ausbauen. Wäre die Geschichte anders verlaufen, so vermutet Parvey, hätte der Balkan vielleicht mehr Ähnlichkeit mit dem Habsburgerreich und die Donaumonarchie größere Stabilität gehabt.

Das bislang noch wenig erforschte Alltagsleben in den Festungsstädten an der kroatischen und slawonischen Militärgrenze im 16. und 17. Jahrhundert wird in dem Beitrag von Nataša Štefanec beleuchtet. Auf der Grundlage von erhaltenen „Muster“-Listen (1577, 1630) und mittels dialektologischer Untersuchungen des darin enthaltenen Namenmaterials gelingt es der Autorin, bei aller Quellenproblematik des vorstatistischen Zeitalters, die ethnische Zusammensetzung der Grenztruppen näher zu beleuchten. Vor allem deutschsprachige Adelige wurden demnach mit Führungspositionen betraut, die Grazer und Wiener Zentralbehörden scheinen gezielt Personen aus deutschsprachigen Gebieten gefördert zu haben. Erst im 17. Jahrhundert läßt sich ein stärkerer Anteil von Adeligen aus Kroatien und Slawonien unter den Soldaten feststellen. Außerdem läßt sich die Durchlässigkeit der Militärgrenze in beide Richtungen verdeutlichen. Nachhaltig geprägt von den militärischen Auseinandersetzungen zwischen Habsburgern und Osmanen wurde auch das Schicksal der bulgarischen Familie der Vuko et Branko, mit der sich Stefan Spevak in seinem Beitrag auseinandersetzt. Der 1688 mitsamt seiner Nachkommenschaft von Kaiser Leopold I. in den ungarischen Adelsstand erhobene Bogdan Vuko-Branković emigrierte zu etwa dieser Zeit mit seiner Familie in die Walachei, sehr wahrscheinlich, um sich dort vor osmanischer Verfolgung in Sicherheit zu bringen. Die sich in den folgenden Jahrzehnten ereignenden politisch-militärischen Veränderungen im Verhältnis von Osmanen und Habsburgern veranlaßten die Familie in diesen Jahren zur Umsiedlung nach Siebenbürgen, vor dort zurück in die Walachei und schließlich nach den kaiserlichen Niederlagen von 1738 in die Batschka und das Banat. Spevak fragt nach der Herkunft der Familie, den Gründen für ihre Nobilitierung, dem Verlauf ihrer Migration und ihrer sozialen und rechtlichen Stellung in der neuen Heimat.

Wie in Nordalbanien Ende des 19. Jahrhunderts Italiener, Österreicher und Osmanen miteinander darum konkurrierten, durch das Erziehungssystem Einfluß auf die lokale Bevölkerung zu gewinnen, zeigt Isa Blumi in seinem Beitrag. Der Autor fragt in diesem Zusammenhang, wie die Albaner die Interessen der Großmächte für ihre eigenen Zwecke instrumentalisierten. Nachdem die Italiener ihre Schulen in Nordalbanien auch für Orthodoxe und Muslime geöffnet hatten, sahen sich die Österreicher, um ihren Einfluß wahren zu können, schließlich gezwungen, ebenfalls Erziehungsreformen einzuleiten und die albanische Sprache in Schulen und Kirchen zuzulassen. Diese Sprachpolitik förderte über die Konfessionen hinweg ein protonationales Bewußtsein, wodurch wiederum die Rolle der Osmanen in der Region in Frage gestellt wurde. Die Aktivitäten der Österreicher und der Osmanen in der Region wurden also in hohem Maße durch die Ansprüche der lokalen Bevölkerung geformt. Die heute noch spürbaren Folgen der osmanischen Herrschaft auf dem Balkan, aber auch die Veranschaulichung des nationalen Erwachens zeigt Wladimir Fischer an der Person und dem Werk von Dositej Obradović. Gerade am Beispiel dieses Literaten zeigt sich, wie vielfältig man sein Werk

interpretieren und instrumentalisieren konnte. Bei dieser Darstellung stehen – ähnlich wie beim Aufsatz von Claire Norton – die Komplexität und die Vielfalt der Phänomene im Mittelpunkt, wobei Fischer wesentliche Anstöße zu einer theoretischen Auseinandersetzung mit diesem Thema vermittelt.

Inhaltlich abgerundet wird der Band durch den literaturwissenschaftlichen Beitrag Miranda Jakišas, die sich mit der Darstellung der Osmanen und der Habsburgermonarchie in Ivo Andrićs Romanen befaßt. Bosnien als Schauplatz der Romane *Wesire und Konsuln* und *Die Brücke über die Drina* ist die kulturelle Kontaktzone von „Orient“ und „Okzident“, deren Einwirkungen Bosnien zwar nicht unberührt lassen, die aber dort auch nicht zu einer harmonischen Synthese verschmelzen, so daß eine doppelte Gerichtetheit zum Merkmal der bosnischen Kultur wird. Andrić stattet die „Kolonisatoren“ Bosniens mit klischeehaften „orientalischen“ bzw. „okzidentalischen“ Eigenschaften aus, jedoch nicht, um die „Zerrissenheit“ Bosniens in der Fremdwahrnehmung zu bekräftigen, sondern um hinter diesen und durch diese Zuschreibungen das unsichtbare, unveränderliche Bosnien hervortreten zu lassen. Die wesentlich von Osmanen und Österreichern gestalteten historischen Geschehnisse, konkreten politischen Ereignisse und Konfrontationslinien verlieren gegenüber dem von diesem Wechsel unberührt gelassenen, konstanten Wesen des bosnischen Lebens an Bedeutung und werden zu Akzidenzien reduziert: „Und so führt Bosniens Strom an Österreich und den Osmanen vorbei.“